

# Theodor Lessing und die Grenzen der Kritik\*

HEINZ-ULRICH NENNEN

13. Januar 2006

Von Gerhard Hauptmann wird berichtet, er habe zeitlebens an Schlaflosigkeit gelitten und die Wände um sein Bett in seinem Haus auf Hiddensee nächtens mit Inschriften versehen. Es versteht sich, daß nur einige wenige dieser nur zum Teil lesbaren Sentenzen erhalten sind, eine davon lautet wie folgt:

*Kritik wertet meistens nur negative Leistung, nicht positive.*<sup>1</sup>

Es ist schon bezeichnend, bei dieser Bemerkung, die keineswegs auf ihn gezielt war, doch unmittelbar an Theodor Lessing denken zu müssen, denn als einer der unerbittlichsten unter den zeitgenössischen Kritikern dürfte Lessing zweifelsfrei gelten. Selbst wenn allzu viele seiner Anklagen berechtigt sind, selbst wenn ihm mitunter zu Recht Visionäres unterstellt wird, seine Angriffe sind äußerst verletzend, so verletzend, daß man sich in der Tat fragen muß, warum eigentlich?

Der stets angespannte Ton bei Lessing könnte allerdings auch Ausdruck einer Hilflosigkeit sein, die seinerzeit viele seiner Zeitgenossen empfunden haben dürften, ein Ungenügen am eigenen Sprach- und Ausdrucksvermögen angesichts des aufkommenden Ungeistes. Man mochte noch so sehr am eigenen Ausdrucksvermögen arbeiten, allzu Vieles schien bereits ausgemacht, als wäre ein jeder Artikulationsversuch zum Scheitern verurteilt und müßte sich notorisch als nicht hinreichend erweisen. Den Wenigen unter den Zeitgenossen, die sich nicht beirren ließen, die keinesfalls und zu keinem Zeitpunkt mit einstimmen sollten, die neue Tonlage zu treffen, dürfte derweil das eigene Scheitern im Ausdruck um so heftiger bewußt geworden sein.

Was sich im Nachhinein auch als Vorzeichen aufkommender Verzweiflung deuten läßt, wird inmitten gewählter Ausdrucksweisen ganz besonders offenkundig: So verwendet Ernst Bloch zu jener Zeit durchaus bewußt Motive aus der Fäkalsprache, was er ansonsten nie tut. Gerade die Wahl der Kraftausdrücke aber ist untrüglicher Ausdruck einer Hilflosigkeit, die sich darin zeigt, daß die Grenzen der Sprache hinlänglich erreicht,

---

\*Vortrag, gehalten am 18. Oktober 2003. »Geschichte als Sinngebung des Sinnlosen«. Zum Leben und Werk von Theodor Lessing (1872–1933). Internat. Tagung vom 16.–18. Oktober 2003, Moses-Mendelssohn Zentrum für europäisch-jüdische Studien, Potsdam.

<sup>1</sup>Inscription lt. Fotografie, Gerhart-Hauptmann-Haus, Hiddensee 2003.

wenn nicht bereits überschritten wurden; schlimmer noch, daß so etwas wie Sprachabbau, Sprachrückgang, Entdifferenzierung, Verlust von Worten und Ausdrucksmöglichkeiten um sich greifen in jener Zeit: Zuerst wandern Worte aus, dann folgen Menschen.

Mit seiner Geschichtsphilosophie kritisiert Theodor Lessing Geschichtsschreibung per se als Mythen-Bildung auf eine gleichwohl sachlich berechnete wie diskursiv äußerst prekäre, weil kaum anschlussfähige Art und Weise. Das eigentlich Provozierende dabei ist der systematische Verzicht auf jedwede Entlastung, unverblümt soll Wahrheit ausgesprochen werden, so das Selbstverständnis Lessings, aber es sind Wahrheiten, die nicht frei machen.

Bemerkenswert ist der notorisch eingehaltene Sicherheitsabstand, den Zeitgenossen stets einhalten, wenn von und über Theodor Lessing die Rede ist. *Im Jahr 1919*, notiert Egon Friedell in seiner zweibändigen Kulturgeschichte der Neuzeit,

*erschien ein sehr merkwürdiges Buch von Theodor Lessing: ›Geschichte als Sinngebung des Sinnlosen‹, ein luziferisch kühner Versuch, ergreifend in seiner bleichen Nachtschönheit und eisklaren Logizität, vielleicht der erste, die Frage, was denn eigentlich Geschichte sei, zu Ende zu denken; mit jener Schärfe, aber auch Zweischneidigkeit vollzogen, die solchem ehrfurchtslosen, sich zum Selbstzweck setzenden Beginnen anhaftet, ...<sup>1</sup>*

Dann ruft Egon Friedell in seiner Rolle als Moderator der Kulturgeschichte sich selbst mit auf den Plan,

*ein Werk, von dem das Wort jenes anderen Lessing gilt: ›groß und abscheulich‹, voll von giftigen Tiefgasen und nur in der Hand eines vorsichtigen Abschreibers, wie ich es bin, ohne ernste Gefahren.<sup>2</sup>*

Das Problem mit Lessing ist, daß man ihm nicht wird verweigern können, sich berechtigterweise zu echauffieren über viele aktuelle aber auch zeitübergreifende Attitüden seiner Zeit. Lessing ist ein Abrechner, sein Stil ist der eines unerbittlichen Anklägers. Dennoch versteht er sich doch auch als Pädagoge, so daß man fast erschreckt anfragen möchte, was macht seine Rede denn häufig so giftig?

Derweil sagt er seiner Zeit, was nicht einmal die unsere unumwunden bereit wäre, zu akzeptieren. Die Theorie seiner Geschichtsphilosophie ist ein ausgemachter Konstruktivismus, sein Kulturrelativismus und seine Zivilisationskritik ist ein postmodernistischer Konstruktivismus. Sinn in der Geschichte, so ließe sich die Botschaft schließlich zusammenziehen, gibt es überhaupt keinen, außer dem, den wir ihr begeben. Die Leserschaft wird mit derartigen Negativauskünften durchweg allein gelassen.

Keineswegs, so konstatiert Lessing bereits in den Vorbemerkungen, werde durch Geschichte ein verborgener Sinn, ein Kausalzusammenhang oder eine Entwicklung offenbar, sondern vielmehr sei Geschichtsschreibung erst die Stiftung dieses Sinns.<sup>3</sup> Sobald wir Wissenschaft nicht mehr bloß beschreibend, sondern erklärend betrachteten, seien wir unweigerlich auf Sinngebung angewiesen.<sup>4</sup> Daher werde sich die Geschichtsschreibung

<sup>1</sup>Egon Friedell: *Kulturgeschichte der Neuzeit*. 2. Bde, Nördlingen 1976. Bd. 2. S. 949.

<sup>2</sup>Ebd.

<sup>3</sup>Theodor Lessing: *Geschichte als Sinngebung des Sinnlosen*. [Erstausg. München 1919] München 1983. Vgl. S. 15.

<sup>4</sup>Ebd. Vgl. S. 36.

niemals in den Rang einer beschreibenden Wissenschaft erheben, sie könne nicht phänomenologisch arbeiten, vielmehr müsse sie immerzu Wirklichkeit für andere Wirklichkeiten unterstellen.<sup>1</sup> Es sei eine große Erdichtung des Menschen, so zu verfahren, als sei Kausalität das Normale, als ließe sich Naturkausalität übertragen auf die Menschengeschichte.<sup>2</sup> Motivation sei nicht die Handlung als solche, sondern das Bild, welches die Handlung ins Bewußtsein wirft.<sup>3</sup> — Dann setzt Lessing mit seiner gleichwohl nicht unberechtigten *Suada* ein, und es ist bemerkenswert, daß man sich des Eindrucks nicht erwehren kann, hier läge womöglich gar nicht der Text einer Geschichtsphilosophie vor, vielmehr die Rede eines Agitators, vielleicht in einem Bühnenstück, in einem politischen Stück selbstverständlich. Es scheint, als müsse man den Text akklamieren, vielleicht sogar herausbrüllen, auf jeden Fall aber sollte man ihn beim Vortrag inszenieren:

*Wo denn eigentlich liegen die Motive der Geschichte? Wer hat sie? Wer trägt sie empor? Ich meine jene Motive, von denen der Historiker faselt, indem er etwa schreibt: ›Der Handelsneid Englands verschuldete den Krieg von 1914.‹ ›In edlem Zorne erhob sich das gesamte Deutschland.‹ ›Der Ruf der Rache durchzitterte ganz Frankreich.‹ ›Ganz Italien war von Begeisterung durchglüht‹ usw.<sup>4</sup>*

*Nun aber wird Geschichte bekanntlich von Überlebenden geschrieben. Die Toten sind stumm. Und für den, der zuletzt übrig bleibt, ist eben alles, was vor ihm dagewesen ist, immer sinnvoll gewesen, insofern er es auf seine Existenzform bezieht und beziehen muß, d. h. sich selbst und sein Sinnsystem eben nur aus der gesamten Vorgeschichte seiner Art begreifen kann. Immer schreiben Sieger die Geschichte von Besiegten, Lebendgebliebene die von Toten.<sup>5</sup>*

*Jedes Blatt Geschichte, von der frühesten Ahnenzeit bis zur Gegenwart, predigt immer und immer wieder neu, daß historisch-politische Ideale Umschreibungen für praktische Absichten sind und nie etwas anderes sein können, wenn auch freilich jedes Volk das andere totzuschlagen oder zu begaunern sucht in der heiligsten und reinsten Überzeugung, die Kultur, den Weltfrieden, die Sittlichkeit, das Recht und ich weiß nicht was alles zu verwirklichen.<sup>6</sup>*

Der Anlaß zur forcierten Philippika ist eine Beobachtung, die sich in der Tat immer wieder von Neuem machen läßt, daß es ganz offenbar in Geschichtsschreibung und Geschichtsbewußtsein nur ein ganz bestimmtes maßgebliches Prinzip zu geben scheint, wonach bemessen wird, ob und wie eine Handlung Eingang findet in die Annalen der Geschichte: Es ist einzig und allein ihr ›Erfolg‹. In diesem Sinne schreiben dann eben stets die Sieger die Geschichte der Besiegten, diese aber sind stumm.

Es scheint, als legitimiert der ›Erfolg‹ schlußendlich auch noch jedwede Perfidie und rechtfertigt post eventum mit der Zeit auch vor der Geschichte, denn allmählich verbreitet sich allgemein der Eindruck, auch der verwegenste und offenkundigste Rechtsbruch sei schlußendlich doch legitimiert, denn wer Erfolg hat, hat Recht und wird daher zumeist auch geläutert in die Annalen der Geschichte eingehen, — eine wahrhaft ernüchternde Beobachtung, die Theodor Lessing hier zur Anklage bringt.

In diesem Sinne, so Lessing, sei der historische Erfolg immer das Erste, der Werthaltungsaspekt aber das Zweite. Erfolge ziehen demnach das Wirksamwerden dementsprechender

---

<sup>1</sup>Ebd. vgl. S. 36f.

<sup>2</sup>Ebd. vgl. S. 37f.

<sup>3</sup>Ebd. vgl. S. 42.

<sup>4</sup>Ebd. S. 43.

<sup>5</sup>Ebd. S. 63.

<sup>6</sup>Ebd. S. 67.

Werte erst nach sich, nicht umgekehrt verbürgen Werte den Erfolg. Lessing, ohnehin ein erklärter Gegner des Entwicklungsdenkens im Sinne von Darwin und Spencer, konstatiert demzufolge, daß sich nicht das Wertvolle in der Geschichte durchsetzt, sondern daß sich eben als wertvoll durchsetzt, was sich durchsetzt, weil es sich durchsetzt. Zu Beginn seiner Untersuchungen kündigt Lessing an, was sich zeigen werde:

*daß Einheit der Geschichte nirgendwo besteht, wenn nicht in dem Akte der Vereinheitlichung; — Wert der Geschichte nirgendwo, wenn nicht im Akte der Werthaltung. Sinn von Geschichte ist allein jener Sinn, den ich mir selbst gebe, und geschichtliche Entwicklung ist die Entwicklung von Mir aus und zu Mir hin.*<sup>1</sup>

Keineswegs werde in der Geschichte ein verborgener Sinn, ein Kausalzusammenhang, eine Entwicklung offenbar, sondern Geschichte sei Geschichtsschreibung, eben *Stiftung dieses Sinnes, die Setzung dieses Kausalzusammenhangs, die Erfindung dieser Entwicklung.*<sup>2</sup>

Allerdings: Nicht erst die Geschichtsdarstellung, sondern bereits die Berichterstattung hebt Ereignisse hervor, setzt sie in Relation zu anderen Ereignissen und verschafft ihnen damit erst ihre Geschichte, indem sie die Story zum Stoff liefert, die Geschichten hinter der Geschichte. Die reinen Daten besagen fast gar nichts, es kommt darauf an, was man daraus macht. Insofern wird eine jede philosophische Befassung mit Geschichtsschreibung dieses notwendig Zusätzliche betrachten, in seiner Notwendigkeit und in seiner Zusätzlichkeit zugleich.

Sollte die Beobachtung zutreffen, die zuletzt in der Schlüsselschrift von Theodor Lessing über Geschichte, Geschichtsschreibung und Sinnggebung doch nur angedeutet ist, so muß ein solcher Befund in der Tat verstören. Angesichts dessen, was Lessing hier so vehement vor Augen führt, scheint auch der letzte verzweifelte Ausweg verschlossen, sich doch noch von diesem Skandalon zu distanzieren, daß etwas Entscheidendes an unserer Geschichts-Orientierung sehr wahrscheinlich generell nicht stimmt. Zugleich dürfte es allerdings ebenso schwer fallen, Beweise für diese Theorie anzutreten, denn Geschichte ist immer schon geschrieben. Die Frage, wie anders sie denn hätte geschrieben worden sein müssen, ließe sich dagegen kaum thematisieren. — Man wird allerdings manches von dem, was Lessing noch hatte fordern müssen, der heutigen Geschichtsschreibung inzwischen zugute halten, wie etwa die Sozialgeschichte oder auch die ›Geschichte von unten‹.

Theodor Lessing ist politischer Idealist und radikaler Moralist. Er verzichtet auf den Ausweg Schopenhauers in die Misanthropie. Auch ist Lessing entweder nicht willens oder nicht fähig, sich der diskursiven Entlastungsprozeduren der Ironie zu bedienen. Lessing provoziert unmittelbar, er verzichtet auf die Gesten des Ironikers, mit der Offenheit, mit der Durchbrochenheit, mit der Widersprüchlichkeit oder auch der Unwahrscheinlichkeit einer Aussage nochmals zu spielen, um das womöglich Gesagte als Andeutung unspezifisch erscheinen, um das Angedeutete unter Umständen wieder gänzlich verschwinden lassen zu können. Lessing sagt was er empfindet, so, wie er es empfindet, seiner Gegenwart fast unverblümt ins Gesicht. Aber Ironie ist mehr als nur eine Attitüde, sie schützt auch den Ironiker, der dafür allerdings in Kauf nehmen müßte, nicht ganz so ernst genommen zu werden, wie er es mitunter doch für nötig hielt. Es ist schon bezeichnend, daß der doch so sehr auf sein öffentliches Erscheinungsbild bedachte Thomas Mann in der Auseinandersetzung mit Lessing seine doch so sichere Contenance gänzlich einbüßt,

---

<sup>1</sup>Ebd. S. 19.

<sup>2</sup>Ebd. S. 15.

sich hinreißen läßt, dem soeben heimtückisch Ermordeten bösartigste, giftigste Sentenzen nachzutragen.<sup>1</sup> Man wird allerdings den radikalen Polemiker von dem warmherzigen Pädagogen und leidenschaftlichen Schulreformer Lessing zu unterscheiden haben, so sehr, daß es fast Probleme machen müßte, beide noch zusammenzubringen.

*Verhängnisvoll wurde mir, als eine Grenze meiner Natur, eine Unfähigkeit, ›fünfe gerade sein zu lassen‹. Immer wollte ich richtigstellen, aufklären, verständlich machen, ethisch auswerten bis zum Letzten. Auge in Auge gab das kaum je Mißverständnisse. Sobald ich aber als Schriftsteller naiv mich gehen ließ, war der Teufel los.<sup>2</sup>*

Diskurse folgen ihrer eigenen Dynamik, sie erzeugen und repräsentieren die jeweils herrschenden Meinungen zugleich und sie führen die öffentliche Willensbildung immer weiter. Wie gefährlich es ist, sich außerhalb der angestammten Meinungskartelle zu bewegen, dokumentiert Lessing mit seinem Leben, durch seinen Unwillen, womöglich auch durch seinen vielleicht begründeten Verzicht auf Ironie. Lessing sagt seiner Zeit und seinen Zeitgenossen unverblümt, was er von ihnen hält, entsprechend heftig sind dann auch die Reaktionen auf seine Provokationen, wobei allerdings eingehender zu untersuchen wäre, ob man sich nicht auch ganz bewußt hatte entrüsten wollen, in Hannover beispielsweise. *Er war, das ist klar, ein Wechselbalg, den man nicht wollte*, schreibt Alfred Hrdlicka in einer sehr einfühlsamen Homage:

*Lessing saß immer zwischen allen Stühlen. Seine verrückteste Leistung ist für mich die Sache mit Haarmann. Unheimlich daran, daß er sich da für jemanden einsetzt, der nun alles andere als eine Ehrenrettung verdient hatte. (...) Das hat einen genialen Touch, weil es geradezu unerklärlich ist. Da begibt sich jemand, der eigentlich ein Hochschuldozent ist, in das Milieu oder in die Niederungen einer Gerichtssaalreportage und tritt für ein Individuum ein, das wohl das Widerlichste ist, was man sich vorstellen kann. In dieser Position, geleitet von einem untrüglichen Instinkt, findet Lessing über die Entwicklung der Gesellschaft und über deren unerhörte Gewaltbereitschaft mehr heraus, als es in irgend welchen wissenschaftlichen Abhandlungen oder gelehrten Auseinandersetzungen möglich wäre. Plötzlich sieht er, wie die Leute wirklich sind, ...<sup>3</sup>*

---

<sup>1</sup>In seiner Biographie schildert Lessing die näheren Umstände später folgendermaßen: *Es ist wunderlich, daß von allem, was ich je geschrieben habe, nichts so sehr mein äußeres Leben belastet hat, wie eine kleine Satire: ›Samuel zieht die Bilanz‹, in welcher ich die rechthaberische, abstrakte Rabulistik eines Schriftstellers Samuel Lublinski keck verurteilte, ... (...) Ich halte noch so wie damals jene übermütige Grotteske für nicht unerlaubt und für treffend. Aber wenn ich darin irren sollte und wenn ich mit meiner Spottlust im Übermut ein Unrecht zufügte, dann habe ich jedenfalls redlich dafür gebüßt. Denn zwanzig Jahre hindurch, bis heute, haben alle Übelwollenden (und ich hatte oft den Haß fast der ganzen Zeitungsmenschheit zu tragen) immer wieder herausgerissene Sätze aus jener Literaturpersiflage ausgegraben und haben vor der Öffentlichkeit mich so lange diffamiert, bis mein Bild endlich ganz entstellt ward.*

*Wirklich wehgetan und meine äußere Existenz fast vernichtet hat aber nur eine Feindschaft, die an versteckter Bösartigkeit und verhohlener Giftigkeit nicht ihresgleichen hatte; die des schon damals berühmten Schriftstellers Thomas Mann, zu dem seit etwa 1903 allerlei Beziehungen bestanden hatten. Was er mir in zähester Geltungswilligkeit aus hier nicht darzulegenden Momenten angetan hat, durch sorgsam vergiftete, mich öffentlich infam machende Artikel (immer konventionell, immer mit der Geste des Darübererhabenen, jedem Schuldbewußtsein wie jeder Verantwortung ausweichend), — das halte ich für das menschlich Unschönste, was ich vom Leben erfuhr. (Theodor Lessing: Einmal und nie wieder. Gütersloh 1969. S. 397f.)*

<sup>2</sup>Ebd. S. 406.

<sup>3</sup>Alfred Hrdlicka: Theodor Lessing: Texte und Zeichnungen. In: Theodor Lessing: Ausgewählte Schriften.

Was hier vor sich geht, warum die Situation um die Prozeßberichterstattung so eskaliert, läßt sich an einem eher harmlosen und gänzlich anderen Beispiel verdeutlichen: Der Filmemacher Rosa von Praunheim erregte im Jahre 1970 Aufsehen und allgemeine Entrüstung mit einem Dokumentarfilm unter dem Titel ›Nicht der Homosexuelle ist pervers, sondern die Situation, in der er lebt‹.

Dabei richtete Praunheim seine Kritik gegen das eigene Lager. Der Film schildert die Situation, in der Homosexuelle leben, als selbstgemacht. Dennoch führte die Ausstrahlung des Films zu einem flächendeckenden Skandal. Der WDR hatte den Film in Auftrag gegeben und war auch der einzige Sender, der ihn ausstrahlte. Die vorgesehene parallele Aufführung in der ARD wurde kurzfristig abgesagt. Die ARD strahlte den Film ein Jahr später aus, Bayern schaltete sich daraufhin aus dem gemeinsamen Programm aus.

Die Aufregung seinerzeit war beträchtlich, bezeichnend dabei ist folgendes: Man achte einmal auf den Titel, darauf, daß bis auf den heutigen Tag der Titel des Films noch immer falsch wiedergegeben wird. Es ist ein Zitations-Fehler, der häufig auftritt und der sogleich zeigt, wodurch die eigentliche Provokation zustande gekommen ist. Exakt heißt es ›Nicht der Homosexuelle ist pervers, sondern die Situation, in der er lebt‹, gemacht wird bis zum heutigen Tag daraus: ›Nicht der Homosexuelle ist pervers, sondern die Gesellschaft, in der er lebt‹. — Mit der kleinen Variation im Titel wird die Botschaft zum Angriff auf die Gesellschaft als Ganze, man glaubt den Film bereits zu verstehen, auch wenn man ihn gar nicht gesehen hat.

Lessing wollte seiner Zeit den Spiegel vorhalten, sein Ton ist mitunter äußerst angespannt, häufig polemisch; wenn er sich biographisch äußert, so spürt man eine fast atemlose Anspannung. Warum, so wäre zu fragen, wirkt die Ausdrucksweise von Lessing oft so ungeheuer anklagend und verletzend? Nun wird man vieles davon im Nachhinein der seinerzeit immens zunehmenden Anspannung des Zeitgeistes zuschreiben. Nicht von ungefähr sollte einer der namhaftesten Satiriker zu dieser Zeit verstummen. Auf den Sieg der Nationalsozialisten reagierte Karl Kraus im Oktober 1933 mit einer Kapitulation:

*Man frage nicht, was all die Zeit ich machte.  
Ich bleibe stumm; und sage nicht, warum.  
Und Stille gibt es, da die Erde krachte.  
Kein Wort, das traf; man spricht nur aus dem Schlaf.  
Und träumt von einer Sonne, welche lachte.  
Es geht vorbei; nachher war's einerlei.  
Das Wort entschlief, als jene Welt erwachte.<sup>1</sup>*

Das seinerzeit vielfach angegriffene Gedicht, so Ernst Bloch 1938, sei nicht nur Fahnenflucht. *Es will sehr viel heißen, daß der schärfste, der am wenigsten verlegene Satiriker vor Hitler sprachlos wird.*<sup>2</sup> Die Empfindung von Sprachlosigkeit, die Sorge, alles, was man noch sagt, wäre nicht mehr hinreichend, das Problem, mit ansehen zu müssen, daß viele der Symbole der sozialistischen und kommunistischen Bewegungen gerade von den Nazis übernommen und umfunktioniert wurden, hat Bloch immer wieder als warnendes Beispiel angeführt, immer wieder erwähnt.

---

Bd. 2: „Wir machen nicht mit.“ Schriften gegen den Nationalismus und zur Judenfrage. Hrsg. v. J. Wollenberg u. Mitarb. v. H. Donat. Bremen 1997. S. 169–192. Zit. v. S. 188.

<sup>1</sup>Karl Kraus: Die Fabel. Nr. 888 (Oktober 1933). S. 4.

<sup>2</sup>Ernst Bloch: Der Nazi und das Unsägliche (1938). In: Ders.: Politische Messungen, Pestzeit, Vormärz. In: Gesamtausgabe Bd. 11. Frankfurt am Main 1970. S. 185.

So erwähnt Bloch in seinem Werk oftmals eine für ihn äußerst unglückliche Begebenheit, daß ein nationalsozialistischer und ein sozialistischer Redner zu einem öffentlichen Disput aufeinandertreffen und die Massenstimmung aufgrund der sperrigen marxistischen Terminologie dem Nazi zufällt.<sup>1</sup> Eben dieser Hintergrund, diese Erfahrung einer auch als peinlich empfundenen frühen Niederlage der eigenen Rhetorik, dürften ursächlich dafür sein, daß Bloch immer die Kategorie ›Erbe‹ konsequent ausführt, verbunden mit der ganz besonderen Mahnung, dem politischen Gegner keinesfalls Worte, Begriffe und Symbole zu überlassen oder gar abzutreten. So finden sich dann auch bei Bloch ganz bewußt ansonsten in völlig anderen Kontexten auftauchende Begriffe wie ›Heimat‹ oder auch ›3. Reich‹, immer versehen mit Bemühungen, die geraubten Worte und Symbole über Rekonstruktionen wieder zurückzugewinnen. — Emigration, so ließe sich konstatieren, findet offenbar, noch ehe sie vollzogen wird, bereits in der Sprache statt, wenn Worte auswandern, ihren Sinn, ihre Bedeutung, ihren Wert verlieren, oder umgewertet werden. Das Newspeak aus 1984 ist ein von George Orwell ganz bewußt konstruiertes Beispiel für eine solche Umwertung der Worte, und auch Orwell war ein verzweifelter Moralist, wie so viele seiner Zeit.

Ähnliches dürfte gewiß auch Theodor Lessing bewegt haben; Lessing ist ultimativ desillusioniert. *Ich zog nur den Schluß aus tausend längst durchforschten Tatsachen, als unter dem Eindruck des ersten Kriegsjahres ich in dem Buch ›Geschichte als Sinngebung des Sinnlosen‹ nachwies, ... daß Geschichte nie etwas anderes war als ›werdender Mythos‹.*<sup>2</sup>

Günter Kunert mutet Lessing bereits prophetische Gaben zu, und in der Tat ist es frappierend, als späterer Leser die Erfahrung zu machen, was Lessing da so alles aus der gelebten Gegenwart, ihren Tendenzen und Latenzen auch weit über die eigene Epoche hinaus noch ganz offenbar vorhersehen und vorhersagen kann. Es ist die Frage wodurch sich Lessing in diesen Stand versetzt, daß spätere Leser viele seiner Aussagen nicht als Mutmaßungen, sondern als inzwischen eingetretene Vorhersagen erscheinen. Kunert sieht in Lessing einen vorbildlichen Skeptiker, einen nicht zu betrogenden kritischen Geist, der eine gemeinsame Abneigung teilt, die Abstinenz und den praktizierten Unglauben gegen Heilsversprechungen jedweder Art, bei denen allerdings in der Tat viel zu oft anderes dabei herauskam, als ursprünglich erhofft und in Aussicht gestellt worden war. Es ist ein pessimistisches Menschenbild und zugleich ein immer wieder überraschend luzider Blick über große Zyklen hinweg. Bei Lessing ist eine rundum negative Kulturkritik am Werke, vor deren Hintergrund seine Vorhersagen und programmatischen Stellungnahmen zustandekommen, ob er etwa als Arzt, Journalist, Feminist, Lärmschützer, Ökologe, Pazifist, als Sozialist, als Gerichtsreporter oder auch als Glossenschreiber auftritt.

---

<sup>1</sup>Ernst Bloch: *Vom Hasard zur Katastrophe*, Frankfurt am Main 1972. S. 195f.

<sup>2</sup>Theodor Lessing: *Suggestion* (1933). In: *Theodor Lessing: Ausgewählte Schriften*. Bd. 1: *Bildung ist Schönheit. Autobiographische Zeugnisse und Schriften zur Bildungsreform*. Hrsg. v. J. Wollenberger u. Mitwirkg. v. R. Schwake u. H. Donat; Bremen 1995. S. 72f.

Lessing betreibt systematisch gelebte negative Dialektik. Er inszeniert die Provokation. Er verfügt über die zweifelhafte Gabe, sich innerhalb kürzester Zeit äußerst unbeliebt zu machen, viel zu vielen gegenüber. Weil ihm ›diplomatische Klugheit abging‹, wie er sich selbst attestiert, nehmen allzu viele Begegnung einen unerfreulichen Ausgang. So trifft er im Jahre 1904 in Jena, der eigenen Darstellung zufolge „in Schelers freudearme[r] Behausung“ auf den späteren Anthroposophen Rudolf Steiner. „Wir hatten an zwei einander folgenden Abenden Vorträge und mit dem mir anhaftenden Ungeschick, Feindschaft zu erregen, wenn ich Gereiztheit oder Verstimmung nicht genug beherrschte, mißbrauchte ich meinen Vortrag zu einem heftigen Angriff...“. Steiner wird sich in seinem Vortrag dann darüber ereifern, so daß es zu einer Begegnung beider nicht kommt, obwohl sich doch einige Gemeinsamkeiten vermuten lassen, etwa wenn man nur Lessings Engagement für einen anderen Umgang mit der Natur ins Auge faßt, um sodann ähnliche Intentionen in der alsbald aufgekommen Praxis der Anthroposophie zu entdecken. Anlässe zum Gespräch hätte es manche gegeben, auch über Nietzsche hätte man sich intensiv austauschen können. Aber die Begegnung scheitert von Anfang an, weil es Lessing wichtiger scheint, jene ›unerträgliche Mischung von Halbmystik und Halblogik‹ zu kritisieren, und „so begann der schwächliche, leicht erregte Mann zu brüllen wie ein Stier...“.<sup>1</sup>

Es ist die Frage, ob diese Attitüde, sich so unmittelbar Feinde zu machen, nicht wieder auch in unmittelbarem Zusammenhang steht zu seiner Fähigkeit, Voraussagen zu machen, die mitunter sehr viel später erst relevant werden. Auch Rainer Marwedel kommt in seiner vielzitierten Biographie auf diese luzide Seite zu sprechen, *diesen Spürsinn für herannahende Entwicklungen und sich noch kaum deutlich ankündigende Tendenzen in der deutschen Geschichte* habe Lessing wie kein anderer.<sup>2</sup>

Diese zweifelhafte Gabe, der eigenen Passion für Polemik rücksichtslos zu folgen und Zeitgenossen um jegliche Selbstbeherrschung zu bringen, entspricht womöglich einem Selbstkonzept, das Helmuth Plessner zeitgleich systematisch entwickelt: Selbstentsicherung. Gemeint ist damit die Verantwortung des Intellektuellen für seine Zeit, dafür, ihr den Spiegel vorzuhalten, ob sie es nun möchte oder nicht. Selbstentsicherung meint, *radikale Zurückführung jeglicher Autorität auf den Menschen im Sinne einer ›rückhaltlosen Skepsis‹ und ›Selbstentsicherung‹*.<sup>3</sup>

Folgt man nun Plessner, so ist Philosophie definitiv genau diese besondere Form eines Denkens, daß sich selbst nochmals gegenüber treten kann. Bereits mit seinen frühen Schriften entwickelt Plessner dieses Konzept vom Philosophieren als sich selbst gefährdendes Denken.<sup>4</sup> Ex negativo dient dieses Konzept auch der Kritik, etwa wenn sich Plessner explizit gegen einen Akademismus mit Biedermann-Allüren wendet, gegen ein Verständnis von Philosophie als ›auf nichts gewagtes Denken‹.<sup>5</sup> Dagegen weist Plessner *die Selbstverunsicherung als unauslöslichen Bestandteil der Philosophie selbst aus*.<sup>6</sup> Was hier für Philosophie geltend gemacht wird, gilt dementsprechend für die, die Ansprüche auf Philosophie erheben, mitunter aber eher die ›Selbstaufgabe der Philosophie‹ betreiben, etwa wenn sie glauben, Philosophie zur ›Putzfrau der Sprache‹ machen und Sprache durch

<sup>1</sup>Theodor Lessing: Einmal und nie wieder. Gütersloh 1969. S. 345.

<sup>2</sup>Rainer Marwedel: Theodor Lessing 1872–1933. Eine Biographie; Darmstadt 1987. S. 54.

<sup>3</sup>Stephan Pietrowicz: Helmuth Plessner. Genese und System seines philosophisch-anthropologischen Denkens. Freiburg, München 1992. S. 44.

<sup>4</sup>Siehe hierzu: Heike Kämpf: Helmuth Plessner. Eine Einführung; Düsseldorf 2001. Vgl. S. 8, 21ff.

<sup>5</sup>Vgl. ebd. S. 24.

<sup>6</sup>Ebd. S. 25.

›linguistic analysis‹ stillstellen zu müssen.<sup>1</sup>

Es muß nicht per se ex negativo bestimmt werden, was dagegen als Selbstverunsicherung, was als sich selbst entsicherndes Denken qualifiziert werden darf. Entscheidend ist es, Hermeneutik überhaupt erst zu ermöglichen, diejenigen Voraussetzungen zu schaffen, die gegeben sein müssen, damit es überhaupt zu einer Begegnung mit Fremdem oder auch dem Fremden kommen kann.<sup>2</sup> Bei diesem ›Fremden‹ kann es sich allerdings auch um eine zu jener Zeit aufkommende allgemein um sich greifende Ideologie handeln, und folgt man nun weiter Plessner, so hätte man auch dann noch, wenn man selbst womöglich aus guten Gründen angewidert sein mag, die hermeneutische Perspektivenübernahme nolens volens durchzuführen. Nur das entspräche schließlich dem kategorischen Konjunktiv von Plessner, einem systematischen Möglichkeitsbewußtsein.

Lessing und der zwanzig Jahre jüngere Plessner waren Zeitgenossen, aber außer einigen Marginalien nehmen sie kaum Notiz voneinander. Beide reagieren nicht mit Quietismus auf die aufkommenden Zeitläufte. Beide sehen früh, was da aufkommt und versuchen, das Blatt zu wenden. Auch verbindet beide ein bei Plessner nicht minder ausgeprägtes Vermögen, entscheidende der zu erwartenden Entwicklungen vorauszusehen und vorherzusagen. Dennoch werden beide Opfer des Ungeistes, den sie doch so plastisch, so viel klarer als viele andere vor Augen gehabt haben. Mit knapper Not, unter dem Vorwand, er sei völlig betrunken, wird Plessner von einem hünenhaften Holländer auf den Schultern davongetragen und gerettet.<sup>3</sup> Man sollte sich vor Augen führen, wie seltsam eine solche Erfahrung sein muß, als Erwachsener wie ein Kind davon getragen und gerettet zu werden, vorbei an den getäuschten Verfolgern. Es ist zugleich bezeichnend, daß sich eben genau eine solche Erfahrung mithilfe der Anthropologie Plessners, ihrer Deskriptionen und Konzeptionen sehr wohl umschreiben und auffassen ließe.

Man wird also das Geheimnis einer über Dekaden ungetrübten politischen Urteilsfähigkeit in der Hermeneutik vermuten dürfen, in einem Einfühlungsvermögen, daß den Anforderungen einer programmatisch betriebenen Selbstentsicherung nicht nur gewachsen ist, sondern damit umzugehen versteht, auch mit der Skepsis gegen die eigene (politische) Einstellung noch. So tritt Lessing als Redner in Erscheinung, viele seiner Texte dürften so entstanden sein, ursprünglich Reden, die kaum umgearbeitet wurden. Bei der Lektüre macht sich das Bedürfnis breit, seine Texte wiederum laut vorzutragen, mitsamt der Emphase, einem mitunter rasenden Ärger, einer Ironie, die sich selbst wieder zurücknimmt als Ironie.

Gleichwohl, seine Texte wirken sprunghaft, seine Themen sind häufig eher dem Augenblick entsprungen, Auslassungen sind vielfach nicht zuende gedacht, als Gedanken nicht ausgeführt. Es ist eine Unruhe in seiner Sprache, bei der man den Eindruck bekommt, so schreibe nur jemand unter Verfolgungswahn, wobei allerdings hinzuzufügen wäre, wie Recht er auch damit haben sollte. — Was ihn als Denker auszeichnet, ist zugleich sein Handikap, unabhängig in seinem Denken, kompromißlos gegenüber allem. Lessing kann Perspektiven einnehmen, die überhaupt nicht in seine Zeit passen, Lessing ist Experimentalphilosoph.

---

<sup>1</sup>Vgl. ebd. S. 31.

<sup>2</sup>Siehe hierzu: Heike Kämpf: *Die Exzentrizität des Verstehens. Zur Debatte um die Verstehbarkeit des Fremden zwischen Hermeneutik und Ethnologie*; Berlin 2003.

<sup>3</sup>Monika Plessner: *Die Argonauten auf Long Island. Begegnungen mit Hannah Arendt, Theodor W. Adorno, Gershom Scholem und anderen*; Berlin 1995.

Möglicherweise kommt auf diese Weise seine Sehergabe zustande, Lessing legt eine Emotionslosigkeit an den Tag, wie sie eigentlich nur Historiker — post festum, aus gehöriger Distanz — zuwege bringen. Lessing tritt auf wie ein Historiker der eigenen Zukunft, es scheint, als riskiere er ganz bewußt sich selbst. Es sind ausgesprochen schlechte, weil desillusionierende Nachrichten an die Nachgeborenen über Gegenwart und Zukunft; aber seine Zeit neigt eher dazu, den Boten für die von ihm übermittelte Botschaft verantwortlich machen zu wollen.

Lessing klagt unerbittlich an, ins Bild paßt da jedoch nicht seine andauernde Larmoyanz. Seinen Lesern macht er es nicht einfach. Ambivalenz ist seine Sache nicht. Sein demonstrativer Verzicht auf Nuancen, dieses Verschließen sämtlicher Ausflüchte scheint das Problem zu sein, warum Lessing auf erbitterten Widerstand stoßen muß. Hier schreibt jemand, der jeden Ausdruck von Diplomatie für obsolet erachtet, der sich längst im Kriegszustand befindet. Theodor Lessing ist ein Pamphletist, viele seiner Texte sind Manifeste, vorzutragen mit erhöhter Silbenzahl, mit angestrenzter Stimme, laut mitunter, fast bis zum Brüllen. Lessing ist Moralist, ohne rechten Glauben an die Wirkung, ohne daß er glaubte, seine Worte würden doch noch Wirkung zeigen. Seine Ironie ist doppelt, es ist eine ironische Ironie, die das Reden nicht mehr erleichtert, sondern die bereits umschlägt in blanken Zynismus. Gleichwohl, es ist auch eine Gabe, sich vom Zeitgeist nichts vormachen zu lassen, eine Gabe, die allerdings ihren Preis hat.

Er, der sich so oft gerade auf fernöstliche Religionen bezieht, hätte vielleicht eine entscheidende Erfahrung machen können in der Kunst des Bogenschießens. Entscheidend ist, was dem Zielen und Treffen vorausgeht, denn der Zen-Meister legt zuvor zwei Pfeile an, einen für das Ziel, der andere zielt in die umgekehrte Richtung, weist auf den Schützen selbst und wird spät erst wieder weggenommen. Treffen kann nur, wer den Pfeil zugleich gegen sich selbst richtet, das hat auch Theodor Lessing getan, ob er wollte oder nicht.

*Mir fällt zu Hitler nichts ein, ...* so die berühmte Anfangssentenz aus der 3. Walpurgisnacht, die Karl Kraus nicht mehr hatte erscheinen lassen, möglicherweise aus Rücksicht auf Freunde in und aus Deutschland, vielleicht auch aus Sorge, selbst das nächste Opfer zu sein, nach der Ermordung von Theodor Lessing. Ernst Bloch resümiert derweil nicht ohne Verzweiflung:

*Es ist niemals leicht, das rechte Wort zu setzen. Sehr ferne oder sehr neuartige Dinge zu beschreiben, das macht oft völlig ratlos. Aber noch schwieriger ist, eine Sache darzustellen, die ebenso erbärmlich wie furchtbar ist.<sup>1</sup>*

Dieses ›rechte‹ Wort wäre ja eines, daß dem Spuk ein Ende bereiten könnte, noch ehe Ernst daraus würde. Bloch aber sieht sich gezwungen, einzugestehen, daß es immer noch nicht gelungen sei, *das Naziverbrechen zu kennzeichnen, ihm sprachlich nahe- und nachzukommen.*<sup>2</sup> Daran hatten sich eben auch schon ganz andere versucht, wie etwa Karl Kraus, den Bloch zitiert, um sodann zu konstatieren: ›*Kein Wort, das traf*‹. Auch im Verlauf der von Bloch darauf systematisch durchgespielten unterschiedlichen Sprechweisen und Diktionen zeigt sich das gesuchte ›rechte‹ Wort nicht.

Man ist versucht, Novalis zu zitieren, noch aus einem völlig anderen Kontext heraus, aber dennoch mit einem Bezug, der zumindest erraten ließe, was für ein Wort das hätte sein müssen, das ›rechte‹ Wort:

---

<sup>1</sup>Ernst Bloch: *Der Nazi und das Unsägliche* (1938). A. a. O. S. 185.

<sup>2</sup>Ebd.

*Dann fliegt vor Einem geheimen Wort  
Das ganze verkehrte Wesen fort.*<sup>1</sup>

Aber hatte nicht Theodor Lessing bereits einmal eine ausgesprochen wirkungsvolle Formel geprägt?

*Nach Plato sollen die Philosophen Führer der Völker sein. Ein Philosoph würde mit Hindenburg nun eben nicht den Thronstuhl besteigen. Nur ein repräsentatives Symbol, ein Fragezeichen, ein Zero. Man kann sagen: ›Besser ein Zero als ein Nero.‹ Leider zeigt die Geschichte, daß hinter einem Zero immer ein künftiger Nero verborgen steht.*<sup>2</sup>

Man wird nun den Anforderungen der Hermeneutik nolens volens entsprechen müssen und die provisorische Übernahme der Perspektiven eines Goebbels nicht gänzlich verweigern dürfen, um zu verstehen, warum dieser gerade auf Lessing eine Kopf-Prämie ausgesetzt hat. Möglich wäre, daß hier ganz bewußt ein ›Zeichen‹ hatte gesetzt werden sollen, eines, daß etwa Karl Kraus und anderen durchaus zu verstehen geben sollte, daß sie nunmehr zu schweigen hätten. Bemerkenswert und bedenkenswert ist, daß der Propagandaminister die Ermordung Lessings wenige Tage später auf dem Nürnberger Parteitag am 2. September 1933 eigens erwähnt und zwar als erfolgreiche *Abschüttelung dieses Jochs*.

Man glaubt zunächst, es mit einer dieser typischen Theatralisierungen zu tun zu haben, und es bereitet anfangs gewisse Schwierigkeiten, sich vorzustellen, warum denn der ohnehin bereits ins Ausland geflüchtete Lessing für die neuen Machthaber ein solches ›Joch‹ gewesen sein soll. Folgt man nun aber dieser Darstellung und hält neben der Inszenierung doch einen Gutteil daran auch für einen authentischen Ausdruck von Erleichterung, dann dürfte anzunehmen sein, daß Lessing tatsächlich aus ›guten‹ Gründen auf der Liste der gefährlichsten Feinde des NS-Systems ganz oben an prominentester Stelle gestanden hatte.

Nicht lange zuvor hatte Lessing in seinem *Vermächtnis für Deutschland (1933)* dagegen noch notiert, er habe seit Monaten kein Wort so oft zu hören bekommen, *wie das bald flehentlich, bald drohentlich gesprochene: ›Reden Sie nicht! Schreiben Sie nicht!‹*<sup>3</sup> — Das klingt bereits so, wie gar nicht anders von ihm zu erwarten war: Er hat sich selbstverständlich nicht einschüchtern lassen, publiziert erst recht und beruft sich zur Erläuterung seiner Beweggründe auf Luther: *Wir haben im deutschen Lande hundertmal gesagt und gesungen: ›Wer die Wahrheit kennt und saget sie nicht, der ist fürwahr ein erbärmlicher Wicht.‹*<sup>4</sup> Es muß also, in den Augen des NS-Regimes und insbesondere nach Auffassung von Goebbels, gerade von Lessing eine ernstzunehmende Gefahr für das Regime ausgegangen sein.

---

<sup>1</sup>Novalis: Schriften. Die Werke Friedrich von Hardenbergs. Bd. I: Das dichterische Werk; hrsg. v. P. Kluckholm u. R. Samuel; 3., nach den Handschr. erg., erw. u. verb. Aufl. in vier Bänden u. e. Begleitbd.; Stuttgart 1977. S. 360.

<sup>2</sup>Theodor Lessing: Hindenburg (1925). In: Jörg Wollenberg (Hrsg.): Theodor Lessing. Ausgewählte Schriften, Bd. 2, Bremen 1997. S. 87ff.

<sup>3</sup>Theodor Lessing: Vermächtnis für Deutschland (1933). In: Theodor Lessing: Ausgewählte Schriften. Bd. 1: Bildung ist Schönheit. A. a. O. S. 76.

<sup>4</sup>Ebd. S. 75.

Allerdings wird man mit großer Gewißheit vermuten dürfen, daß, wäre Lessing vor der Zeit auf jenes geheime Losungswort gestoßen, nichts und niemand hätte ihn davon abhalten können, dieses Wort dann auch in Kraft zu setzen. Das eiskalte Kalkül ging dann aber leider doch auf. Mit ihm und nach ihm verstummten dann noch ganz andere, man denke nur an Walter Benjamin.